

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 87 (1961)
Heft: 3

Rubrik: Der Rorschacher Trichter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Rorschacher Trichter

195

WERNER WOLLENBERGER

Die Glosse

Dilemma 61

Vielleicht liegt's am Föhn. Vielleicht ist's verfrühte Frühjahrs-Müdigkeit.

Vielleicht habe ich aber auch nur schlecht geschlafen.

Jedenfalls habe ich das, was die Franzosen den «cafar», Dienstkameraden den «Moralischen», Halbstarke den «Morelli» oder ganz schlicht auch den «Stinker» nennen. Natürlich finde ich es lächerlich, den Verleider zu haben. Es ist wirklich blödsinnig, daß ich nun lust- und freudlos durch die Gegend und die Tage schleiche. Ich müßte einen Blick in den Spiegel tun und müßte mir die Zunge herausstrecken und mir in das kummervolle Gesicht grinsen.

So dumm, daß ich meinen Welt-schmerz nicht dumm finde, bin ich nicht.

Leider bin ich aber auch nicht gescheit genug, um ihn mit einem inneren Ruck zu überwinden.

Und leider hat mich diesmal ein besonders hartnäckiger Stoß Melancholie getroffen.

Gegen leichtere Anfälle weiß ich allerlei Mittelchen.

Nein, das ist gelogen! Gegen leichtere Anfälle weiß ich nichts, weil ich nämlich gar nichts wissen will. Leichtere Anfälle von Melancholie sind angenehm. Sie sind so unverbindlich traurig wie der «September-Song» von Kurt Weill oder etwas Mittelschweres von Chopin. Man empfindet wohlthuende Schmerzen. Man würde um nichts in der Welt mit dem Freudigsten und Fröhlichsten tauschen. Man gibt sich der kleinen Trauer gerne hin. Man liegt in seiner Melancholie wie in der warmen Badewanne. Es brennt so angenehm in den Augenwinkeln. Es kribbelt so schön zwischen den Rippen.

Nein, die kleinen Melancholien will ich mir sorgfältig konservieren.

Und gegen die mittelschweren inneren Erdbeben gibt es Mittelchen. Zum Coiffeur gehen. Haare waschen lassen. Haare schneiden lassen. Friction. Heiße Kompresse. Kalte Kompresse. Maniküren. Ra-

sieren. Kampferrmilch, Eau de Cologne, Warmluft im Nacken, unverbindlicher Klatsch, zerstreute Lektüre abgegriffener Heftchen. Eine andere Arznei: Schuhe kaufen. Schuhe anbehalten. Nach zwanzig Minuten tun einem die Füße so weh, daß man den Moralischen vergessen hat.

Weiter: Whisky. (Verlassene Bar, gottverlassene Schlagermusik aus der juke-box, mitsummende Barmaid, klingelndes Eis, zweiter Whisky, dritter Whisky, vorbei.) Gegen die richtigen Melancholien gibt's nichts.

Also bin ich für einmal machtlos. Daß ich den Anfall bekam, hat etwas mit der Schriftstellerei zu tun. Am siebten Januar, punkt zwei Uhr zehn hat's mich erwischt. Zwei Uhr zehn morgens.

Ich las in einem Buch von einem Mann namens John Dos Passos. Sie erinnern sich? Manhattan Transfer, drei Soldaten, zweiundvierziger Breitengrad ...

Wenn Sie sich nicht erinnern, macht es nichts. Man muß Dos Passos nicht gelesen haben.

Natürlich ist's besser, man hat ihn gelesen. Für die Bildung ist's besser. Und außerdem konnte der Mann schreiben. Er konnte besser schreiben als viele Amerikaner, die ihn nachgeahmt haben, wenn auch nicht ganz so gut wie alle, die ihn imitierten.

Ich sage: konnte.

Er lebt noch, er schreibt noch.

Zum Beispiel hat er das Buch, das ich am 6. Januar las, geschrieben. Nichts dagegen zu sagen: obwohl er sehr, sehr lange nichts mehr geschrieben hat, kann er noch schreiben, der Dos Passos.

Er kann sogar noch verteuftelt gut schreiben.

Aber er hat nichts mehr zu sagen. Die Technik ist noch da, die Geläufigkeit, Worte aneinanderzureihen, eine gewisse grammatikalische Sicherheit, eine Fertigkeit im Finden von bezeichnenden Ausdrücken, ein Handwerk.

Aber kein wirklicher Inhalt mehr. Nur noch Handlung.

Warum?

Weil Dos Passos keinen Standpunkt hat.

Beziehungsweise: keinen mehr hat.

Einmal hatte er einen. Und der lag ziemlich weit links.

So weit links wie der von Richard Wright, Ignazio Silone, Kurt Tucholsky, Erich Kästner, John Steinbeck.

Der Standpunkt lag, frei nach Polgar, links wo das Herz ist.

Heute kann Dos Passos, weil er ein amerikanischer Schriftsteller und ein gescheiter Mann ist, nicht mehr links stehen.

Das heißt: er kann nicht mehr so weit links stehen, daß die Seite als links erkenntlich ist.

Und damit hat er den Boden unter den Füßen verloren.

Damit schreibt er ins Leere.

Ich bin kein Dos Passos.

Aber ich teile sein Dilemma.

Ich bin sein Bruder im Niemand-land.

Ich bin – wie er – ohne Standpunkt.

Man läßt mich keinen haben. Mich nicht und die meisten Schriftsteller dieser Zeit nicht.

Vielleicht liegt's daran, daß es so wenig gute Schriftsteller mehr gibt. Natürlich kann ich nicht links stehen. Ich spinne ja schließlich nicht. Ich bin kein fahrlässiger Selbstmörder.

Aber rechts zu stehen verlockt mich nicht.

Die Tatsache, daß links falsch ist, beweist doch noch nicht, daß rechts richtig sei, oder?

Rechts ist auch zu viel Falsches. Rechts ist europäischer Dünkel. Rechts ist geistiger Hochmut. Rechts ist die Ueberzeugung im Recht zu sein. Rechts ist die Sättheit. Rechts ist Gedanken-Faulheit. Rechts ist Herzens-Trägheit. Rechts ist Mangel an Zivilcourage. Rechts ist Angst vor dem Wagnis und dem geistigen Abenteuer.

Wir jungen Schreiber haben es schwer. Wir dürfen keinen Standpunkt mehr beziehen.

Wir können die Welt von nirgends mehr aus den Angeln heben.

Für die Kommunisten sind wir Kapitalisten (oder Sklaven des Kapitalismus) und eklige Konformisten. Für die andern sind wir Kommunisten.

Es kann einem die Schreiberei schon verleiden.

Natürlich gibt es Mittelchen: Lyrik, Gänseblümchen, kleine Prinzen, Volksfeste, Folkloristisches.

Auch den Schlag mit dem Samthandschuh gibt es. Den Angriff, den keiner auf sich und jeder auf den anderen bezieht.

Was sollen wir tun?

Das ist die Frage, die Silone in «Fontamara» gestellt hat.

Es ist eine großartige Frage gewesen und ein großartiges Buch.

Heute fragt Silone nicht mehr, was wir tun sollen.

Heute denkt er es nur noch.

Aber wir, die Jüngeren, fragen.

Wissen Sie mir eine Antwort?

Mich, den Witzereißer würde es interessieren und andere, begabtere junge Schriftsteller interessierte es auch. Und junge Maler auch und junge Musiker und junge Regis-

seure. Was sollen wir tun?

Bitte, was!

Was, bitte!

Wie können wir schreiben, daß es die Linke trifft, ohne daß es die Rechte freute?

Oder: wie können wir die Rechte angreifen, ohne daß die Linke Gewinn davon hat?

Wie können wir in der Mitte stehen, ohne von beiden verdächtigt zu werden?

Wir haben etwas zu sagen.

Wir wissen nur nicht was.

Und nicht wem auf welche Weise! Was sollen wir tun?

Darf ich vorstellen?

Humor von heute

Eine kleine, leicht maliziöse Frage zuvor:

Warum fällt es mir (und Ihnen doch wohl auch) mitunter ein bißchen schwer, in schweizerischen oder deutschen Film-Lustspielen zu lachen?

Da ist doch alles, was unseresgleichen zum Lachen verlocken könnte, vorhanden. Es gibt begabte Komiker, es gibt heitere Situationen, komische Verwechslungen und witzige Dialog-Stellen. Mitunter gibt es sogar fröhliche Blick-Winkel der Kameras und – noch mitunterer – zwerchfell-kitzelnde Bildwitze. Trotzdem bleibt die wahre Heiterkeit abseits.

Trotzdem hat das Lachen frei. Trotzdem hat die Fröhlichkeit Zimmerstunde.

Warum?

Es fehlt etwas.

Was?

Ich habe letzthin ein bißchen nachgedacht. So gut mir das gelingt, habe ich mich im Grübeln geübt. Ich habe so ein Gefühl, als wüßte ich ungefähr, was da fehle.

Dies:

Ein Hauch von Poesie.

Und dies:

Innere Wahrhaftigkeit.

Und dies vor allem:

Heutigkeit.

(Zugegeben: «Heutigkeit» ist ein un-gutes Wort. Aber «Zeitgemäßheit» gefällt mir nicht und «Modernität» könnte falsch verstanden werden. Also: Heutigkeit ohne Gänsefüßchen.)

Um es anders zu sagen:

In allzu vielen Lustspielen schweizerischer oder deutscher oder österreichischer Provenienz wird versucht, Lustigkeit mit gestrigen Mitteln zu erreichen. Und mit mechanischen Mitteln. Nicht mit menschlichen. Nicht mit dichterischen. Habe ich oben behauptet, ich sei durch scharfes Nachdenken zu diesem Ergebnis gekommen?

Ja?

Dann habe ich wieder einmal gelogen.

Ich habe dieses Resultat auf der Vergleichs-Basis ermittelt.

Indem ich mir zwei ausländische Film-Lustspiele angesehen habe.

Zwei grundverschiedene. Gemeinsam hatten sie nur eines: sie waren beide wirklich lustig, diese Lust-Spiele!

Das erste heißt «Never on Sunday». Zu deutsch: «Niemals am Sonntag». Geschrieben und gedreht hat den Film Jules Dassin.

Es ist (ich bin kein Film-Historiker und kann mich da täuschen) die erste Komödie von Jules Dassin, der bisher große Kriminal-Filme («Die nackte Stadt», «Rififi») und eine großartige Tragödie («Der Mann, der sterben muß») gemacht hat.

Nun ist Dassin heiter und zwar im schönsten Sinne des Wortes.

Die Fabel seines Filmes ist simpel und nicht ganz von ihm. Shaw hat ein bißchen Pate gestanden, ein Fräulein Elisa aus «Pygmalion» hat Hebammen-Dienste geleistet als das Geistes-Kind zur Welt kam.

Was tut's?

Also die Fabel:

Ein ethisch hochstehender Amerikaner, den ein unverantwortlicher Vater mit dem Vornamen Homer belastet hat, kommt nach Athen. Aber nicht etwa als Tourist, der rasch zwei Säulen Parthenon und drei Quadratmeter Akropolis fahplanmäßig bestaunt. Nein, der Bürstenschnitt-Homer sucht das Land der Griechen, frei nach Goethe, mit der Seele. Ihn quält eine Frage: wie konnte das hohe Volk der Griechen seinerzeit so schmählich untergehen? Trotz Sokrates, Plato und Aristoteles?

Rein politische Gründe können es nicht gewesen sein, das ist Homer

aus dem Mittelwesten klar.

Es muß an den Menschen liegen.

An den Griechen.

Homer hat Glück: gleich am ersten Tage trifft er das natürlichste, freundlichste, liebenswürdigste, heiterste Griechen-Mädchen, das man sich nur vorstellen kann. Es gleicht – was noch dazu kommt – auch äußerlich klassischen Statuen.

Homer hat Glück.

Meint er.

Homer hat Pech, denn in Wirklichkeit ist dieses vollendete Griechen-Mädchen eine Dame, die man seinerzeit vielleicht als Hetäre bezeichnet hätte.

Homer gibt die Hoffnung nicht auf. Homer sieht – im Gegenteil – hier eine große Chance: wenn dieses Mädchen bildungsfähig ist, wenn es sich zu den klassischen Idealen bekehren läßt, dann ist der Beweis erbracht, daß seine Theorie von der unpolitischen Zerstörung Griechenlands stimmt.

Das Mädchen ist nett: es geht auf Homers Vorschlag ein. Es läßt sich bilden. Es hört klassische Musik. Es hängt Picassos auf. Es spielt Schach. Es wird eine Dame und eine klassische Griechin.

Und kreuzunglücklich zugleich.

Bis ihm der Kragen platzt.

Bis es den ganzen Bildungs-Krempeel wieder über Bord wirft und sein altes Leben wieder aufnimmt und von neuem der Liebling des Hafens ist.

Und Homer einsehen muß, daß es wichtigere Dinge gibt als Bildung. Heiterkeit etwa, Unbekümmertheit, ein leichtes Herz.

Dassin erzählt das auf die fröhlichste Art der Welt, keck, unbekümmert, hemmungslos komisch. Und er hat das Glück in Melina Mercouri eine wundervolle Komödiantin gefunden zu haben.

Um ehrlich zu sein: etwas stört ein bißchen. Dassin spielt selber mit. Den Homer. Leider ist er ein mittelprächtiger Darsteller und – leider, leider, leider – gleicht er dem Durchschnitts-Amerikaner, den er spielen sollte, so wenig wie ich dem Lumumba.

Schade! «Never on Sunday» hätte das werden können, was «The Apartment» tatsächlich geworden ist: eine der besten Film-Komödien, die je gedreht wurden.

«The Apartment» (zu deutsch: «Das Appartement») ist von Billy Wilder geschrieben und inszeniert.

Ich verrate kein Wort von der Geschichte.

Und zwar nicht, weil ich damit etwas von der Spannung vorwegnahme. Sondern ganz einfach darum, weil diese Geschichte nur auf eine einzige Art erzählt werden kann, nämlich auf diejenige in der Wilder sie erzählt hat.

Die Sache beginnt durchaus als Schwank.

Aus dem Schwank wird eine Komödie.

Und aus der Komödie eine Tragikomödie.

Und daraus wieder eine Komödie. Oder anders ausgedrückt: es be-

ginnt mit lautem Gelächter, es setzt sich fort mit Schmunzeln, es geht weiter mit Lächeln, es endet mit Tränen des Lachens und der Rührung.

Diese Komödie hat den großen Atem eines wirklichen Kunstwerkes. Die große Spannweite. Den großen inneren Bogen.

Es fehlt nichts. Da ist Schwank. Da ist Cabaret. Da ist Zeit-Satire. Da ist sozialer Angriff. Da ist essigscharfe Gesellschafts-Kritik. Da ist Zynismus. Da ist Menschlichkeit. Da ist Mitleid.

Und da sind zwei großartige Schauspielere.

Jack Lemmon: ein Mann wie mancher Mann. Ein Durchschnittler. Nicht gut, nicht böse. Ein ehrgeiziger der Gesellschaft. Ein ehrgeiziger Schwächling.

Lemmon ist das, was uns so fehlt: ein Komiker mit Liebhaber-Qualitäten.

Und dann ist da Shirley Mac Laine. Merken Sie sich den Namen! Wenn sie jemals in der Zeitung lesen, diese Dame sei von einem Unbekannten aus Hollywood entführt worden, dann können Sie auf den nächsten Polizei-Posten gehen und einen gewissen Werner Wollenberger als den Täter angeben.

Aus meinem Notizbuch

«Ja», aber ...

Am 8. Januar haben sechsfünftzig Prozent der französischen Wähler ihrer männlichen Jungfrau von Colombelles-deux-Eglises das Vertrauen ausgesprochen, da sie zur Zeit keine andere Persönlichkeit besitzen, der sie etwas Ähnliches mit besserem Gewissen aussprechen könnten. Die restlichen Wähler stimmten mit «Nein» oder noch lieber gar nicht. Diejenigen, die sich der Stimme enthielten, zerfallen in zwei Kategorien und zwar a) in jene, die sich der Stimme enthielten und b) in jene, die der Stimme enthalten wurden. Die zweite Gruppe besteht fast ausschließlich aus Muselmanen, welche sich vor der Stimm-Abgabe drückten, weil sie unter dem Druck der Angehörigen der FLN standen. Diese Tatsache ist insofern höchst verwunderlich, als General de Gaulle nach seiner (außer für ihn) aufschlußreichen Algerien-Reise einen wirklichen Einfluß der FLN als nichtbestehend erklärt hat. Wenn ein nichtbestehender Einfluß so einflußreich ist, wie einflußreich müßte dann erst ein bestehender Einfluß sein!

Neutrale und objektive Beobachter behaupten, daß es sich bei dem «Ja» des französischen Volkes eigentlich eher um ein «Ja, aber ...» gehandelt habe, aus welchem der General insofern seine Konsequenzen ziehe als er sowohl auf rasche wie auch auf konsequente Konsequenzen verzichte und es vorziehe, die Algerien-Frage auf eine rein rhetorische zu beschränken. Aus dem Verbund «beschränken» läßt sich als Hauptwort sowohl «Beschränkung» als auch «Beschränktheit» ableiten.

Von Clown zu Clown

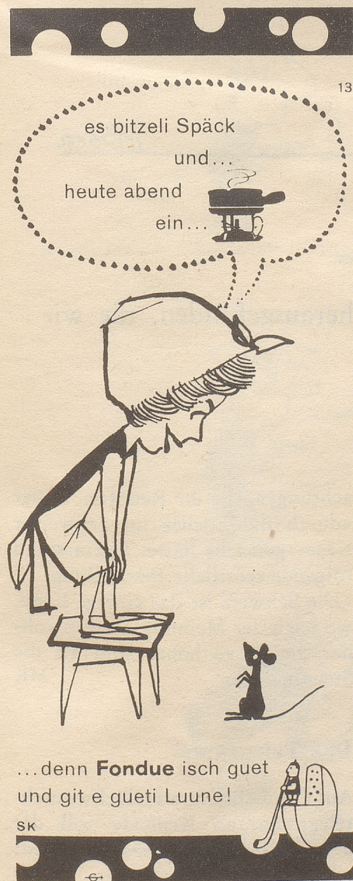
In Vevey, wo er seine Zeit mit der Neu-Ausgabe alter Filme sowie von Nachkommen verbringt, hat der englisch-amerikanische Filmkomiker Charles S. Chaplin soeben seine Memoiren

vollendet und einen Teil derselben einer russischen Zeitung zum Vorabdruck überlassen. Wie rege der Humor des großen Clowns auch heute noch ist, geht daraus hervor, daß er in einem Abschnitt seiner Lebens-Erinnerungen betont, wie sympathisch ihm das breite Gesicht des russischen Minister-Präsidenten Nikita Chruschtschow sei. Was den Komiker besonders fasziniert, ist das «gute Lachen» des sowjetischen Schuh-Tambours. Er erklärt, daß ein Mensch mit solch gutem Lachen auch ein guter Mensch sei. Da Chaplin sowohl vom Lachen als auch von großen Diktatoren etwas versteht, ist an seiner Erklärung kaum zu zweifeln. Woran allmählich jedoch einigermaßen gezweifelt werden muß, ist entschieden etwas anderes.

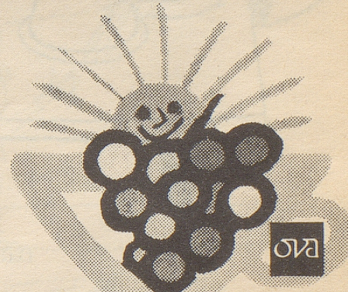
Demnächst in diesem Theater

Der deutsche Film-Produzent Alfred K. Brauer bereitet eine Neuverfilmung des bekannten Schwanks «Pension Schöller» unter dem Titel «Pension Lautz» vor. Es handelt sich dabei um einen Justiz-Schwank, dessen Hauptrolle Ernst Lautz, der ehemalige Oberreichsanwalt des nationalsozialistischen Volkserziehungsamtes spielt. Ernst Lautz, der als Staatsanwalt gegen 393 Gegner des Nationalsozialismus die Todesstrafe beantragt und durchgesetzt hat, bezog nach seiner Entlassung aus der Kriegsverbrecher-Haft in Landsberg eine monatliche Pension von 1692 D-Mark, welche er auch noch heute bezieht.

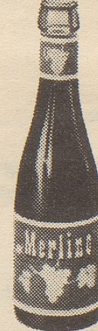
Der Produzent weiß noch nicht, mit wem er die Rolle der Justitia besetzen soll. Vorläufig bemüht er sich um Nadja Tiller, die er wegen ihrer Darstellung des Mädchens Rosmarie für äußerst geeignet hält. Möglicherweise wird die Rolle aber überhaupt gestrichen.



...denn Fondue isch guet und git e gueti Luune!



Ein edler Tropfen,
dem besten Weine ebenbürtig,
— aber alkoholfrei,
es ist Merlino



Merlino

der naturreine Traubensaft

Gesellschaft für OVA Produkte
Affoltern am Albis Tel. 051/99 60 33